Briefkasten

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **16 (1932)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **12.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Faseln, und man ist nicht mehr recht im Kopfe. So besonders in der Studenten- und Bubensprache. Vom Mattenenglischen her kam aber auch die Bedeutung: tüchtig essen oder trinken. Die Wollenspinnerinnen erkennt man (in Liestal) zum Unterschied von den Seidenspinnerinnen am Lätsch an der Unterlippe: „das chunnt vom vile Fingernetze für d'Fäde z'bifüechte". Merkwürdige alte Volksbräuche hangen zusammen mit dem Spinnet, der Spinni, der Spinnstube. Wenn ein Bursch uf d'Spini got, gilt der Brauch, daß das Mädchen dem Burschen Most aus dem Keller holt, aber nur, wenn ihm der Besuch angenehm ist (Rheintal). Uspunne ist der Abfall von Hanf oder Flachs beim Hecheln (auch Chuder genannt). Kein Lob ist es natürlich, wenn Mädchenhaare sind „wie ne Chuchlete Uspunni" (Bern). Die Form Unspunne für die Burgruine und Häusergruppe bei Wilderswil, die seit dem großen Aelplerfest von 1805 bekannt geworden ist, muß eine Umdeutung der Vorsilbe u- sein, die dunkeln Ursprungs ist und sonst nicht vorkommt.

Spons und Gespons für den Bräutigam, Freier, Liebhaber und entsprechende weibliche Wesen kommt von lat. sponsus (weibl. sponsa) und wurde besonders in biblisch-kirchlichem Sinne gebraucht für das Verhältnis zwischen Christus (Gott) und der gläubigen Seele, das man mit einer Verlobung verglich. Elsbeth Stagel, die fromme Nonne von Töß (um 1350) nennt Jesum den „himelschen gespunzen aller rainer und demüetiger herzen". Sponsalien heißt das Eheversprechen der Brautleute; zärtlich tun wie Verlobte heißt sponsieren. So sagt Gottfried Keller: „Die Franzosen benutzten billigerweise den Anlaß, mit den (Indianer-)Frauen zu sponsieren, wie es von je ihre Art gewesen ist", und einen Liebhaber oder Galan nennt er Sponsierer.

Briefkasten.

W. W., Z. Sie verstehen nicht, warum der Vorstand der Fastnacht-Gesellschaft Zürich allen denen, die zum Gelingen des Festes beigetragen haben, dankt unter der fettgedruckten Ueberschrift: „Merci". Aber das verlangt doch die Stileinheit! Fastnacht bedeutet Verkleidung, Böggerei; „merci" ist einfach die entsprechende Sprachböggerei. Freilich, Sie haben doch recht; denn ein Bögg am Aschermittwoch oder noch später macht sich lächerlich.

Merkwürdig ist in der Tat, daß in derselben Familie, wie sich aus der Todesanzeige ergibt, ein Kind Rosa und das andere Josy heißt; wie schön hätte sich Josy auf Rosy gereimt! Daß ein Mann, der eine Claire mit französischem Geschlechtsnamen zur Frau hatte, Jacques heißen und einen Sohn André haben mußte, begreift man eher, als warum die Witwe eines Heinrich Gottlieb sich Louise schreiben muß. Und haben Sie eine Ahnung, was eine „Isi" ist?

Sie senden uns auch ein Vereinsblatt eines Männerchors und streichen bei den Solisten den Namen der „Berthe de" Vigier an. Wenn Sie beifügen, es handle sich um ein seit Jahrhunderten in Solothurn ansäßiges und seit Jahrhunderten rein deutsches Geschlecht, so ist das kein Widerspruch zu dieser „Berthe de", im Gegenteil, gerade das ist ja echt deutsch, daß man etwas anderes sein will, als man ist.

Th. G., Z. Wir wundern uns zwar selten mehr über sprachliche Schöpfungen unserer Zeitgenossen, aber hie und da wird man doch ergriffen von den Ergebnissen dieser Schöpferkraft. Wir danken Ihnen für den Brief, in dem „notleidende Sardinen ohne Schuppen, ohne Gräte, also eine Delikatesse" angeboten werden. Der Ausdruck scheint sogar im „Delikateß-Handel" neu zu sein, sonst würde der Schreiber nicht beifügen, notleidende Sardinen seien solche, deren ursprünglicher Käufer zahlungsunfähig geworden sei, „was jedoch auf die Qualität der Sardine keinen Einfluß hat." Es ist sehr erfreulich, daß unter der Zahlungsunfähigkeit des ursprünglichen Käufers nicht die Sardinen selbst, sondern nur das Deutsch des Verkäufers etwas gelitten hat. Ueber dieses notleidende Deutsch müssen wohl die Sardinen in ihren Büchsen selber lachen.

A. D., Z. Mit Ihnen werden sich noch viele wundern, die in Nr. 1079 der N. Z. Z. (in der Einsendung von A. St. über den „Raubvogel im Weichbild der Stadt") gelesen haben: „Der Mensch glaubt immer mit täppischer Hand sich als Korrigenda aufspielen zu müssen" (anstatt die Sache der Natur zu überlassen). Was gerade dieser Mensch sagen wollte, kann man ja ahnen: „Der Mensch glaubt immer, mit täppischer Hand die Natur korrigieren (noch besser: verbessern) zu müssen." Aber warum dieser Mensch nicht so sagte, wie es seiner Natur und der seiner Leser am nächsten lag, das versteht man nur, wenn man bedenkt, daß der Mensch deutscher Zuge immer glaubt, mit täppischer Hand anders schreiben zu müssen, als er denkt, und dann halt hie und da gründlich reinfällt. Korrigenda heißen nämlich Dinge, die korrigiert oder verbessert werden sollten; darum findet man am Schlusse gelehrter Bücher etwa ein Verzeichnis der K- (noch schöner C-) orrigenda, d. h. der zu korrigierenden Stellen, also der Druckfehler. Ein Mensch, der gegen den spatzenmörderischen Sperber die Polizei aufruft, hält sich aber nicht für verbesserungsbedürftig („corrigendus"), im Gegenteil, er fühlt sich als Korrektor der Natur. Zwischen einem Corrigendus und einem Korrektor besteht derselbe Unterschied wie zwischen einem, der geliebt oder geprügelt werden sollte, und einem, dessen Amt das Lieben oder das Prügeln ist. Ist das wohl diesem Korrektor der deutschen Sprache deutlich genug?

K. G., B. Sie werden recht haben mit Ihrer Ansicht, „Steig" bedeute dem Alemannen eine ansteigende Landstrecke. Aber das ist eine landschaftliche Eigentümlichkeit, die sich vielleicht nur deshalb hat erhalten können, weil das Wort (für sich allein) im Schriftdeutschen selten geworden ist. Unser Sprachgefühl verbindet es unmittelbar mit „steigen". Zweifelhaft erscheint uns aber Ihre Bemerkung, das Wort habe „keine Beziehung zum Fußgänger", es bezeichne nur das ansteigende Land. Können Sie sich wirklich einen Steig denken ohne jemand, der steigt? Muß nicht ein menschlicher Weg vorhanden sein? Das widerspräche dem ganzen Ursprung des Wortes, das mit griechisch steicho = schreiten zusammenhängt. Ursprünglich bezeichnete es wie das heute häufigere „Steg" zunächst nur (nach Pauls Wörterbuch) „etwas, worauf man schreiten, gehen kann, entweder einen schmalen Weg, der nur für Fußgänger ist, oder im besondern eine Vorrichtung, um Wasser, eine Vertiefung zu überschreiten". Schon im benachbarten Schwäbischen sage man im ersten Sinne immer „Steig" (im andern „Steg"), und in der Tat sagt Schiller im „Spaziergang":

„Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin."

(„Dahin", nicht etwa „hinan"!) Daß das Steigen außerhalb des alemannischen Gebietes nicht unbedingt zu einem Steig gehört, zeigt außer Bahnsteig auch „Bürgersteig" (an dem uns nur die „Bürgerlichkeit" auffällt). Unsere landschaftliche Eigentümlichkeit sollte einem Worte des neuzeitlichen Verkehrswesens nicht im Wege stehen. „Inselsteig" scheint uns daher richtig gebildet und der Bezeichnung „Fußgängerinsel" vorzuziehen, weil es wesentlich kürzer ist. Wenn man aber in Basel amtlich „Verkehrsinsel" sagt, so ist das freilich noch besser und nicht wesentlich länger. Es drückt das Wesen, die (verhältnismäßig!) sichere Inselhaftigkeit aus im Gegensatz zu den Verkehrswegen, wo der Verkehr mit seinen Gefahren dahinströmt. Aber „Inselsteig" ist deshalb nicht falsch. „Steig" drückt ja nur aus, daß man darauf schreiten, gehen, aber nicht fahren könne; im Gegensatz zu andern Steigen aber, dem Bürger- oder Gehsteig und dem Bahnsteig, ist es wie eine Insel abgeschlossen, während jene in die Weite, auf dem Zürcher Bahnhof fast ins Unendliche führen.

Allerlei.

Sprachschnoddrigkeiten am unrechten Ort. Eine sonst angesehene Zeitung der Nordschweiz gibt der Mitteilung über die Verwerfung der Appellation eines Raubmörders den Titel „Der Mörder von H. muß brummen". So viel Sprachgefühl sollte in einer Humanistenstadt auch ein Korrektor haben, daß solche Sprachschnitzer unterbleiben, selbst wenn's eilt.

Eine Frau Dünkeler vom Maulbeerweg muß brummen, weil sie die Nachbarin verleumdet hat; Jean Soundso muß sitzen wegen Defizits in der Kegelkasse. Das Wort „brummen" aber zieht die Rechtspflege ins Komische, wenn es sich um Sicherung eines Raubmörders handelt. Wer nicht so viel Deutsch kann, daß er das versteht, soll sich bei irgend einem auswärtigen Agenten melden zum Auspfeifen von Yorkfilmen und Aehnlichem. C.

Unterhaltung. (Aus der „Zürcher Illustrierten".) Du, gäll, Veteran, das isch en Vehdokter?

He nei, em Vehdokter seit me Vetrinär!

Jo wohär, en Vetrinär isch doch eine, wo kei Fleisch ißt!